

Lisa Fittko

Biographie einer
Fluchthelferin

EVA WEISSWEILER

Hoffmann und Campe







Lisa Fittko, Paris, ca. 1938,
fotografiert von Franz Pfemfert

Eva Weissweiler

LISA FITTKO

Biographie einer Fluchthelferin

Hoffmann und Campe

Kunststiftung NRW

1. Auflage 2024

Copyright © 2024 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: Lisa Busch © Hoffmann und Campe

Umschlagabbildung: © Isolde Ohlbaum

Frontispiz: © Franz Pfemfert via Deutsches Exilarchiv 1933–1945
der Deutschen Nationalbibliothek

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01680-2



Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

Meinen Enkeln Anna und Anton B.

INHALT

Vorwort	9
1 Die Heimatlose	13
2 Blutmai	35
3 »Ich bin kein Deserteur«	57
4 Interimsleben	75
5 »Schlimmer als die Gestapo«	99
6 Tulpenzeit	123
7 Der Aufschub	143
8 Im Dienst der Imperialisten?	161
9 Unerwünscht	177
10 Vor der großen Flucht	201
11 The Story of Old Benjamin	223
12 Fry, Freier, Fittko	247
13 »Wir fahren auf eine Insel, die heißt Kuba«	269
14 Passagen	289

Nachwort	309
Brief von Lisa Fittko an Richard von Weizsäcker	317
Dank	319
Anmerkungen	321
Verwendete Literatur	365
Personenregister	373

VORWORT

»Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht
einmal vergangen.«

William Faulkner, *Requiem für eine Nonne*, 1951

Als ich anfang, im Kollegenkreis über dieses Projekt zu sprechen, waren die Reaktionen geteilt. Die einen sagten: »Lisa Fittko? Wer ist das denn?« Die anderen: »Ach, das war ja die Fluchthelferin von Walter Benjamin!« Das sind die beiden Pole, zwischen denen sie sich in der öffentlichen Wahrnehmung bewegt: zwischen völliger Unbekanntheit und zwei Tagen im Leben eines berühmten Philosophen, den sie auf seinem Weg bis zur spanischen Grenze begleitet hat, bevor er sich in einem kleinen Hotel in Portbou umbrachte.

Diese Reduktion fand ich frauenfeindlich und falsch. Ich wollte mehr von ihr hören, lesen und wissen, nicht nur das Kapitel »Der alte Benjamin« aus ihrem Buch *Mein Weg über die Pyrenäen*, das seit seinem Erscheinen im Jahr 1985 unzählige Male zitiert, nacherzählt und reinszeniert worden ist, kritisch und unkritisch, verherrlichend und mit pfadfinderischem Ehrgeiz. Sie selbst hat oft ärgerlich reagiert, wenn sie immer wieder auf Walter Benjamin und seine schwarze Aktentasche angesprochen wurde, die sein angeblich wichtigstes Manuskript enthalten haben soll, nach dem bis heute vergeblich gesucht wird. Nach dem Philosophen ist der Weg, den sie damals gegangen sind, benannt worden, »Le Chemin Benjamin«, er zieht Jahr für Jahr Tausende von Reisenden an, während von all den anderen Flüchtlingen, die Lisa Fittko geführt hat, nicht mehr die Rede ist: Juden und Nicht-Juden, Kommunisten und Sozialisten, Ärzte, Juristen, Politiker, Schriftsteller, Soldaten, Kriegsgefangene, ganze Familien,

Schwerkranke, sogar Kinder. Für sie alle gilt, was Walter Benjamin in seinen Notizen über den Begriff der Geschichte einmal gesagt hat: »Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten.«

Bei meinem Versuch, Lisa Fittkos Lebensweg nachzugehen, bin ich auf Lücken und Widersprüche gestoßen, die in der Geschichte des 20. Jahrhunderts begründet sind. Sie stammte aus einer Familie, die traditionell »links« eingestellt war. Ihr Vater war Gründungsmitglied der KPÖ und Herausgeber einer sozialistischen Zeitschrift, ihre Mutter Mitglied der Roten Hilfe. Sie selbst trat mit fünfzehn in den Kommunistischen Jugendverband und mit Neunzehn in die KPD ein, wo sie wichtige Funktionen ausübte, auch im Exil. Das alles musste sie streng geheim halten, als sie 1955 amerikanische Staatsbürgerin wurde, nach Jahrzehnten der Heimatlosigkeit endlich irgendwo angekommen. Es war mitten in der McCarthy-Ära, auf dem Höhepunkt der Verfolgung von Kommunisten und »kommunistischen Umtrieben«. Man hätte sie bei dem geringsten Verdacht sofort ausgewiesen oder wegen Meineids vor Gericht gestellt, obwohl sie einen schwerkranken Mann und zwei alte Eltern zu versorgen hatte, die ohne sie völlig hilflos gewesen wären.

Als ihr erstes Buch *Mein Weg über die Pyrenäen* 1985, während der Amtszeit von Ronald Reagan, erschien, war der Kalte Krieg immer noch nicht vorbei. Sie war also weiter zum Verschweigen wichtiger Kapitel ihres Lebens gezwungen, wenn sie auch niemals geleugnet hat, wer sie war: Antifaschistin, Widerstandskämpferin und politische Emigrantin. Erst in ihrem zweiten Buch, *Solidarität unerwünscht, Erinnerungen 1933–1940*, das nach der »Wende«, 1992, erschien, wagte sie es, etwas genauer zu werden, wenn auch das Wort »Kommunismus« nirgendwo auftaucht. Ihr Bruder, Hans Ekstein, ein bekannter Physiker, hatte sie als Erster auf diesen Widerspruch hingewiesen:

Ich glaube, der politisch aufmerksame Leser wird sich fragen müssen: Was für eine Art von politischer Emigrantin ist die Autorin? Für

welche politischen Gruppen steht sie? Als sie diese antifaschistischen Flugblätter verteilte – für welche Partei arbeitete sie? Das Wort »antifaschistisch« scheint mir als Schlagwort zu dienen, das den Leser im Dunkeln lässt. [...] Es wäre am besten, Dir eine Ausrede einfallen zu lassen, wenn jemand unangenehme Fragen stellt.¹

Doch die kamen, wie es scheint, niemals auf, jedenfalls nicht in Deutschland, wo das zweite Buch kaum noch beachtet wurde, da es nicht von einer Kultfigur wie Walter Benjamin handelte, sondern vom schmerzlichen Alltag einer jungen politischen Emigrantin, die einerseits um das schiere Überleben kämpfte, während sie sich andererseits immer wieder fragte und fragen lassen musste, wie es nur möglich gewesen sei, dass Hitler überhaupt an die Macht kam? Ob die deutsche Linke wirklich alles getan hätte, um seinen Sieg zu verhindern oder ihn mit ihrer chronischen Zerstrittenheit sogar noch befördert hätte?

Dieses Buch, das ich aufgrund der schwierigen Quellenlage eher als »Annäherung« denn als »Biographie« verstehe, ist nicht der Versuch einer Heiligenverehrung. Es handelt auch nicht von Lisa Fittko und Walter Benjamin allein, sondern von vielen anderen, die sich dem Nazi-Regime unter Einsatz ihres Lebens widersetzt haben, von den sogenannten stillen Heldinnen und Helden, deren Geschichte erst noch geschrieben werden muss.

1

DIE HEIMATLOSE

(USCHHOROD, BUDAPEST, WIEN, 1909–1921)

Uschhorod

Forscht man in amerikanischen Archiven über Lisa Fittko,¹ wird man feststellen, dass fast in jedem Dokument ein anderes Geburtsland angegeben ist: Österreich, Österreich-Ungarn, Tschechoslowakei,² Ukraine. Nur der Ort, Ungvar oder Uschhorod, bleibt derselbe, eine kleine Stadt in Transkarpatien, die seit Lisa Fittkos Geburtsjahr 1909 immer wieder den Namen und die »Nationalität« wechselte: Ursprünglich zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörend, wurde sie 1919 tschechisch, 1938 ungarisch, 1944 sowjetisch und 1991 ukrainisch. Sie ist geprägt von österreichischer Barockarchitektur, sowjetischen Plattenbauten, russischen Gasleitungen und japanischen Kirschbäumen. Es gibt viel Industrie dort, aber auch schöne Lindenalleen, die sich am Ufer des Usch, zu Deutsch: Schlange, entlangziehen. Von Wien nach Uschhorod, wie die Stadt heute heißt, braucht man mit dem Zug etwa zehn Stunden, mit dem Flugzeug fünf Stunden weniger. Bis vor wenigen Jahren war es ein Ort, den kaum jemand kannte. Doch durch den Krieg in der Ukraine ist er plötzlich in die Schlagzeilen geraten. Da er im äußersten Südwesten des Landes liegt und bisher von Bombenangriffen verschont geblieben ist, kommen viele Flüchtlinge hierher, die in Schulen, Turnhallen und anderen Notunterkünften untergebracht werden. Vor dem Krieg lebten ungefähr 120 000 Menschen hier. Heute sollen es fast 50 000

mehr sein. Die Solidarität unter den Einheimischen ist enorm. Viele haben Flüchtlinge bei sich aufgenommen. Aber auch Menschen aus anderen Teilen der Ukraine kommen und helfen, versorgen Kranke, kümmern sich um Kinder oder verteilen Essen im ehemaligen Weinkeller »Delfin«: Spaghetti bolognese, Eintopf mit Hähnchen, Gemüsesuppe, Buletten, ungefähr zwei bis drei Tonnen täglich. Im Sommer sieht es manchmal aus wie im Frieden: volle Caféhausterrassen, Betrieb auf der Uferpromenade, lachende Kinder, die Tauben füttern, ja sogar der Plastikmüll auf der Usch fehlt nicht. Aber da ist auch die Angst. Fast bei jedem. Sogar die Kinder haben eine Luftalarm-App auf dem Handy.

Lisa Fittko hat das alles nicht mehr erlebt. Müßig zu fragen, was sie wohl dazu gesagt hätte. In den vielen Interviews, die sie im Laufe ihres Lebens gegeben hat, sagte sie, dass sie über ihren Geburtsort kaum etwas wisse, weil sie vier Wochen nach ihrer Geburt weggezogen seien. Es sei der Arbeitsort ihres Vaters gewesen, weiter nichts. Der pure Zufall habe die Eltern in diese Gegend verschlagen, in diese Stadt mit dem unaussprechlichen Namen, in der ihr Bruder Hans und sie selbst geboren wurden. Danach seien sie nach Budapest, Wien und Berlin gezogen. Mit Uschhorod habe sie, außer auf dem Papier, nie etwas zu tun gehabt.³

Vielsprachig

Ihr Vater Ignaz (eigentlich »Ignaz Isak«) Ekstein, geboren 1873 in Pilsen, leitete in Uschhorod eine Möbelfabrik, die Mundus AG, die zum selben Konzern wie die örtlichen Elektrizitätswerke gehörten. Die Firma war bekannt dafür, besonders exklusive Modelle herzustellen, Stühle aus edlen Hölzern in modernen Formen, aber auch noble Hoteleinrichtungen, Kinosessel und Büromobiliar nach Entwürfen von Adolf Loos, Otto Wagner und Gustav Siegel.⁴ In ihren Filialen beschäftigte sie über 4000 Arbeiter, die sonst kein Auskommen ge-

habt hätten, denn »Transkarpatien«, die Gegend um Uschhorod, war arm und unterentwickelt. Es gab viele Tagelöhner, Arbeitslose und Bauern, die unter den unhygienischsten Verhältnissen lebten. Ihre erbärmlichen Katen brannten oft ab oder wurden von Sturm und Regen verwüstet.⁵ Viele Menschen aus dieser Region sahen keinen anderen Ausweg als die Emigration. Zwischen 1890 und 1913 sollen etwa 800 000 Menschen Transkarpatien verlassen haben und nach Amerika gegangen sein. Andere fuhren als schlecht bezahlte Saisonarbeiter nach Deutschland.

In Uschhorod wurden viele Sprachen gesprochen: Ukrainisch, Polnisch, Rumänisch, Russisch, Jiddisch, Slowakisch und Deutsch. Es war ein extrem buntes Völkergemisch. Ignaz Ekstein konnte sich in den meisten dieser Idiome verständigen. Später würde er einmal behaupten, 24 Sprachen zu sprechen.⁶ Das war vielleicht etwas übertrieben, aber auch nicht ganz falsch. Er war sehr polyglott, seine Frau ebenfalls. Meistens sprachen sie Deutsch miteinander, aber auch Tschechisch, denn beide stammten aus Böhmen. Kein Wunder, dass auch Lisa ein Sprachgenie wurde. Ob in Holland, Frankreich, Kuba oder Amerika, in welchem Exilland auch immer, sie lernte die Sprache erstaunlich schnell und fast völlig akzentfrei, was sie, um einen Buchtitel von Irmgard Keun zu zitieren, zu einem echten *Kind aller Länder* machte.

Keine Kindheit?

In ihren beiden autobiographischen Büchern *Mein Weg über die Pyrenäen*⁷ und *Solidarität unerwünscht*⁸ verrät sie kaum etwas aus ihren Kinderjahren. Das erste beginnt mit einem Brief, den ihr Vater nach dem Zweiten Weltkrieg von einem Kollegen namens Oskar Maurus Fontana erhalten hat, das zweite setzt am 30. Januar 1933 in Berlin ein, dem Tag der sogenannten Machtergreifung, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde. Über ihre Zeit in Budapest, Wien und

dem Berlin der zwanziger Jahre erfährt man fast nichts. Nur in einigen ihrer zahlreichen Interviews äußerte sie sich auf direktes Befragen dazu, fast etwas unwillig, wie es scheint. Unwillig und mit großen Erinnerungslücken, sodass alles aus Sekundärquellen rekonstruiert werden muss, mühsam und hypothetisch natürlich.

Ignaz Ekstein hatte Uschhorod schon ein paar Wochen vor Lisas Geburt verlassen, um eine Stelle in Budapest anzutreten, wieder bei der Mundus AG, wahrscheinlich zu besseren Konditionen. Das Unternehmen erlebte damals gerade eine Blütezeit, lieferte Möbel in die ganze Welt und war eng mit der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank verbunden, deren Palais es vollständig ausgestattet hatte. Es stand für Fortschritt und Sachlichkeit, Abkehr vom Biedermeier, edles Material, Förderung der einheimischen Holzwirtschaft und faire Behandlung der Arbeiter. Die Presse hat jedenfalls nie über größere Streiks berichtet, obwohl die Jahre seit 1909 eine Zeit heftiger arbeitspolitischer Unruhen waren: unter Fuhrwerkskutschern, Kaffeesiedern, Bergarbeitern, Stallburschen, Zigarettdrehern, Goldgrubenarbeitern, ja sogar unter Choristen, die sich plötzlich weigerten zu singen und den Betrieb ganzer Opernhäuser stillstehen ließen. Es war kein Häuflein von Extremisten, das da protestierte. Es war ein Strom, den man nicht mehr aufhalten konnte, nicht einmal mit brutaler Gewalt. Polizisten schossen auf Streikende, Streikende auf Streikbrecher. Es gab Tote in allen Teilen der Monarchie. Durch den Streik der Fuhrwerkskutscher in Budapest kam nicht nur die gesamte Bautätigkeit zum Erliegen, auch Kohle und Lebensmittel konnten nicht mehr ausgeliefert werden, sodass eine echte Notlage entstand.⁹

Wie wohnten die Eksteins in Budapest? Wahrscheinlich weder besonders luxuriös noch besonders bescheiden. In Interviews berichtet Lisa von einer riesigen Wohnung mit weißen Möbeln, großen Kinderzimmern und einer Gräfin als Nachbarin, die zunächst ganz freundlich gewesen sei, bis sie sich plötzlich als Antisemitin entpuppt habe. Sie habe niemanden direkt beschimpft oder beleidigt, sondern einfach nur »Hallo, Isaak« zu Lisas Bruder gesagt, der doch in Wirk-

lichkeit Hans hieß und gar nicht wusste, wie er das verstehen sollte.¹⁰ Wann das war, konnte Lisa später nicht mehr genau rekonstruieren. Vielleicht zu Beginn ihrer Schulzeit im Ersten Weltkrieg? Sie sei in Budapest eingeschult worden, habe dort Ungarisch lesen, schreiben, zählen, singen und fluchen gelernt. Fast alle, die nicht selbst jüdischer Herkunft waren, seien Antisemiten gewesen, sogar die Lehrer. »Es war wirklich unglaublich«, sagte sie noch 1994.¹¹ Sprach sie deshalb so ungern über Budapest?

Und die Eltern? Wie haben sie darauf reagiert? In ihren Büchern sagt sie nur wenig dazu, aber in Interviews ist sie manchmal danach gefragt worden. »Meine Eltern haben mir beigebracht, dass das dumme Leute seien, die ihre Hassgefühle gegenüber einer bestimmten Gruppe ausleben.« Antisemiten seien im Grunde zu bedauern, da niemand ihnen erklärt habe, was Toleranz und was »Menschsein« bedeuteten.¹² In einem Brief an ihren Cousin Fritz hat sie noch einmal präzisiert, ihr Vater habe wörtlich gesagt: »Antisemitismus ist der Sozialismus der Dummen.«¹³

Damals, noch in Budapest, waren die Eksteins Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die sie erst 1919 in Wien verließen. In die Synagoge gingen sie aber trotzdem nicht, geschweige denn dass sie sich an die religiösen Gebote gehalten, den Sabbat gefeiert oder gar koscher gegessen hätten. Als die kleine Lisa ihre Eltern einmal fragte, ob sie an Gott glaubten, sagten sie, nein, jedenfalls nicht an den, von dem die Rabbiner sprächen. Sie seien in erster Linie Menschen, nicht Juden. Wie sie, Lisa, es später einmal halten wolle, müsse sie selbst entscheiden.¹⁴

E. K. Stein

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges liefen die Geschäfte der Mundus AG immer schlechter, denn der Export exklusiver Möbel war kaum noch möglich, sodass die Produktion massiv eingeschränkt werden musste. Der Vater beschloss, sich ein neues Standbein im Journa-

lismus zu suchen, zumal er sich ohnehin mehr als Literat denn als Kaufmann fühlte. Er war sehr belesen, wie seinen Briefen und Manuskripten zu entnehmen ist, in denen er Shakespeare, Sigmund Freud, Moses Mendelssohn und Karl Marx zitiert. Vielleicht verband ihn das mit Julie, seiner Frau, geborene Schalek, die aus einer angesehenen Prager Buchhändler- und Verlegerfamilie stammte?

In Wien gab es seit 1898 eine *Wochenschrift für Volkswirtschaft, Politik, Literatur und Kunst, Die Wage*.¹⁵ Sie vertrat ausgesprochen fortschrittliche Positionen, weshalb sie von der Zensur streng überwacht wurde. Der spätere österreichische Bundeskanzler Bruno Kreisky erzählte einmal, dass sein Vater zu ihren regelmäßigen Lesern gehört habe.¹⁶ Schon in der ersten Zeit ihres Bestehens gelang es der Redaktion, Unterschriften von 16 000 Lesern von Wien bis Czernowitz zu sammeln, die sich solidarisch mit dem französischen Schriftsteller Émile Zola erklärten, als er wegen der »Affäre Dreyfus« vor Gericht stand.¹⁷

Unter dem Pseudonym E. K. Stein begann Ignaz Ekstein seit 1916 regelmäßig für *Die Wage* zu schreiben, über Shakespeare, August Strindberg, die politische Situation in Ungarn, städtische Schulerziehung, Menschen im Krieg, über französische Kriegsbücher, Volksverhetzung, Beethoven, den Pazifismus, Kindsmörderinnen, Trotzki und vieles mehr. Inhaltlich gab es gewisse Ähnlichkeiten mit der *Fackel* des berühmten Karl Kraus, der zu den Autoren der ersten Stunde gehört hatte. Ekstein hoffte eines Tages Herausgeber der *Wage* zu werden, auch wenn er dafür sein ganzes Vermögen hergeben müsste.

Die Familie führte von nun an ein sehr unruhiges Leben, in dem von beschaulicher Kindheit keine Rede sein konnte. Zeitweise hatten sie mindestens zwei Wohnungen, eine in Wien und eine in Budapest. Sie lebten mal getrennt, mal zusammen, mal hier, mal dort, Hans mehr beim Vater, Lisa mehr bei der Mutter. Sie pendelten zwischen zwei Ländern, zwei Sprachen, zwei Kulturen. Ekstein war sehr gebildet und korrespondierte mit führenden Intellektuellen seiner Zeit, Arthur Schnitzler zum Beispiel,¹⁸ aber sein Einkommen als Journalist

war sehr unregelmäßig, was zu mancher Krise in dieser Ehe geführt haben muss. Doch eine Köchin und ein Kindermädchen gab es immer. Denn bei aller Sympathie für den Sozialismus wollte man doch *comme il faut* leben, wie gehobene Bildungsbürger eben, auch wenn es oft genug nur wenig zu essen gab.¹⁹ Seltsamerweise wurde Ekstein nicht eingezogen, obwohl er bei Kriegsbeginn erst 41 Jahre alt war. Das war ungewöhnlich. Denn es galt die allgemeine Wehrpflicht, die, so wie der Krieg insgesamt, fast überall laut bejubelt wurde, auch unter Juden, Demokraten und Sozialisten.

»Dieser Krieg«, schrieb der *Pester Lloyd* am 31. Juli 1914, »hat nicht nur die nationalen, er hat auch die sozialen Gegensätze in beiden Ländern zum Schwinden gebracht. Es ist etwas Wundersames um die ausgleichende Gerechtigkeit der allgemeinen Wehrpflicht. Alle [...] Menschenkraft hat für den Ruhm und die Ehre des Vaterlands einzustehen. [...] Hohe Aristokraten Österreichs und Ungarns eilen unter die Fahne, und auch das arbeitende Proletariat erklärt sich mit den Zielen dieses Krieges solidarisch. [...] Mit Serbien werden wir fertig werden. Daran hat die Welt keinen Moment gezweifelt.«²⁰

War Ekstein vielleicht krank, sodass er für untauglich erklärt wurde? Oder gelang es ihm, Beschwerden, etwa psychischer Art, vorzutäuschen? Dann muss er ein Meister der Verstellungskunst gewesen sein und sich sehr gut ausgekannt haben. Nicht einmal Sigmund Freud schaffte es, seine drei Söhne vor dem Dienst an der Front zu bewahren, obwohl er den Krieg aus ganzem Herzen verabscheute und in seinem Aufsatz »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« schreiben würde, noch nie habe ein Ereignis »so viel kostbares Gemeingut der Menschheit zerstört, so viele der klarsten Intelligenzen verwirrt [und] so gründlich das Hohe erniedrigt«.²¹

Tante Malva

Wenn Lisa in diesen Jahren in Wien war, wohnte sie meistens bei Malva Schalek, der jüngeren Schwester ihrer Mutter, die, ihrerseits kinderlos, Kinder sehr liebte.²² Sie war damals noch eine junge Frau, gerade erst Mitte 30, und schon sehr berühmt, vor allem in Wiener Gesellschaftskreisen. Von der Familie nach Kräften gefördert, hatte sie ein Studium an der Münchner »Damenakademie« absolviert, da Frauen der Zutritt zu den regulären Kunsthochschulen verwehrt war. Zurück in Wien, wurde sie von einem Onkel unterstützt, dem ein Teil des Theaters an der Wien gehörte. Dort hatte sie ein romantisches Atelier unterm Dach, vollgepackt mit Bildern, Requisiten und Staffeleien, in dem sich die Reichen und Schönen einfanden, um sich porträtieren zu lassen. Neben Schauspielern, Geschäftsleuten und Gesellschaftsdamen kamen aber auch Malerinnen, Ärztinnen, Anwältinnen und Schriftstellerinnen zu ihr. Denn wenn sie auch die Honorare der Prominenten brauchte, um überleben zu können, war ihr doch wohler unter ihresgleichen, unter anderen starken, autonomen Frauen, die gegen den Widerstand der Gesellschaft ihren Weg gingen.

Nur wenige ihrer Porträts haben den Zweiten Weltkrieg überlebt, darunter eins von der kleinen Lisa. Es heißt »La Poupée à la mode« (»Die Modepuppe«), zeigt aber ein durch und durch uneitel wirkendes Kind im roten Russenkittel, dem die dicken schwarzen Zöpfe fast bis zur Taille hängen. Es scheint ganz in sich gekehrt, ganz mit einer Handarbeit oder Bastelei beschäftigt zu sein, scheint die Malerin oder Fotografin gar nicht wahrzunehmen.²³ Die langen Beine baumeln bis knapp über den Boden, auf dem Nähutensilien liegen: ein Maßband, ein Karton mit Stoffresten. »Modisch« wirkt eigentlich nur die Puppe, die klein und fremd neben ihr sitzt, platinblond, die Augen weit aufgerissen, das Kinn erhoben. Doch Lisa beachtet sie gar nicht. Sie ist einfach nur bei sich selbst und ihren Gedanken, die dem Betrachter verborgen bleiben.